



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Knies, Richard: Franz Weilers Martyrium : die Tragödie eines Kindes. III.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Obgleich ich also von der Notwendigkeit der von mir vorgeschlagenen Einrichtung nach wie vor überzeugt bin, ist es unverkennbar, daß die Ausführung im Zusammenhang der Reichsorganisation zwar durchaus möglich ist, daß aber der Realisierung des Planes zurzeit noch mehrfach Hemmungen entgegenstehen.

Bei dieser Sachlage möchte ich die Frage aufwerfen, ob und wie weit wenigstens der Inhalt meines vierten Teilvorschlages im Zusammenhang eines Institutes für Familienforschung und Vererbungslehre beim Menschen im Rahmen der Pläne der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ausgeführt werden kann. Auch hier könnte man vielleicht entgegenhalten, daß bisher, abgesehen von der schon im Bau begriffenen chemischen Anstalt, zunächst im wesentlichen biologische Institute ins Leben gerufen werden sollen, aber die Familienforschung und Vererbungslehre beim Menschen ist ja eben im Laufe des letzten Jahrzehntes auf der zuerst von Ottolar Lorenz geschaffenen und dann u. a. von mir befestigten Grundlage ausgesprochen biologisch geworden, und je mehr dieser zugleich natur- und geisteswissenschaftliche Charakter der methodischen Familienforschung richtig zum Ausdruck gebracht wird, desto mehr werden die allgemeinen naturwissenschaftlichen Studien über Keimzellen, Entwicklungsmechanik, Vererbung von Form und Funktion, Artenbildung usw. durch eine naturwissenschaftliche Erkenntnis im Gebiet der menschlichen Familienforschung ergänzt werden.

Ich möchte daher vorschlagen, daß die zuständigen Stellen, besonders der Senat der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft sich mit der Frage beschäftigen, ob und in welcher Form die Familienforschung und Vererbungslehre beim Menschen innerhalb der Aufgaben der Gesellschaft in Form eines Institutes organisiert werden kann.

Andererseits erscheint es erforderlich, daß auch die Reichsbehörden sich mit der Frage einer psychiatrischen Abteilung des Reichsgesundheitsamtes weiter beschäftigen. Jedenfalls sollte der Plan eines Reichsinstitutes für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre in einer der beiden erörterten Formen zur Durchführung kommen.



Franz Weilers Martyrium

Die Tragödie eines Kindes

Von Richard Knies

III.

Die Mutter richtet den Tisch zum Nachtessen. Es duftet nach heißem Fett und Pfannkuchen. Man setzt sich, die Eltern einander gegenüber an die Schmalseiten des Tisches, Franz und die drei jüngeren Brüder an die Längsseiten.

Der Vater legt die Fingerspitzen der rechten Hand an die Stirn und sagt im Schulmeister-ton:

„Im Namen . . .!“

Jakob, der Zehnjährige, fährt fort und schnattert:

„. . . des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. O Gott, von dem wir alles haben, wir preisen dich für deine Gaben. Du speisest uns, weil du uns liebst, o segne auch, was du uns gibst. Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste. Amen.“

Während des Betens schießt Franz zur Mutter, neben der sein Tischplatz ist. Sie hat noch die Binde um den Kopf. Nach dem Gebet zerschneidet sie die Pfannkuchen, legt jedem Kind ein Stück in den Teller und zermüßelt es mit dem Messer. Es gibt Feldsalat und Brot dazu. Die Kleinen hat sie freundlich mit Essen versehen. Franzens Anteil schleudert sie in den Teller, ein böser Blick dazu, in dem ein Rachelobern flammt.

Dem gepeinigten Bub steigen die Tränen in die Augen. Bewegungslos sitzt er vor dem Teller und würgt seine Tränen hinunter. In der Nase rinnt es ihm feucht. Als er schnüffelt, merkt der Vater auf:

„Warum ist der Kerl nix? Wer so fesch geschafft hat, muß auch esse könne!“

Franz schüttelt traurig den Kopf und haucht mit zuckendem Munde:

„Ich kann net!“

Nun herrscht die Mutter ihn an:

„Freß, du Hund, du vermaledeiter!“

Unwillkürlich greift das Kind ans Herz. Es ist ihm, als habe es inwendig gezerrt. Die Mutter hat ihn zum erstenmal Hund gescholten.

Jetzt knirscht des Vaters drohende Stimme:

„Untersteh dich, daß du em was machsch! Untersteh dich!“

Franz fühlt keinen Schutz für sich aus diesen Worten, und die anderen Kinder sehen ängstlich auf.

Man hört, wie draußen vor der Haustür schweres Ackergeschirr niedergelegt wird. Dann tappen genagelte Schuhe durch den geplätteten Hausgang. Es klopft.

Ein Bauersmann mit stoppelbärtigem Gesicht steht schwerfällig im Rahmen. Im herabgezerzten rechten Mundwinkel hängt ihm eine kurze Pfeife. Er nimmt sie heraus, hält sie in der einen Hand, mit der anderen setzt er die tuchene Mütze ab.

„Gut Dwend beisamme! Gure Appedid aach zum Nachtesse! Ei, Herr Lähre, ich meecht mei Kleine moaje gäärn emol dehaam behalde. Mei Fraa muß immer Feld zu einer Leich. Ehre Schweejern is gestorwe. Do sell mer die Kleine e bißje die Haushalbing fihre!“

Der Lehrer spreizt sich ein wenig in schulmeisterlicher Würde, um den Wunsch des Bauern schließlich doch zu erfüllen.

Franz würgt seinen Pfannkuchen hinunter. Die Anwesenheit eines Gleichgültigen mindert seine Beengung.

Dem Bauer ist es nicht unbemerkt geblieben, daß die Mutter den Kopf verbunden hat, und er fragt:

„Na, Fraa Lähre, henn Se Koppweh?“

„Ja, so e bißje!“

Der Bauer denkt, wenn es nur ein bißchen ist, wozu da den Kopf zubinden, und laut sagt er:

„Bis moaje frih is es wieder vebei!“

Klappt den Pfeifendeckel auf, stößt den Mittelfinger in den Tabakstopf, auf dem mit bunten Farben ein Jäger, mit seinem Hunde unter einem Baume ruhend, dargestellt ist. Die Glut ist erloschen; er schiebt die Pfeife kalt in den Mund.

Der Vater fragt, wie das Korn stehe und dies und das und geht mit dem Bauer hinaus.

Jakob haspelt schon das Gebet nach Tisch, während Franz noch iszt. Die Mutter schnarrt ihn an:

„Mach fort, Kerl!“

Da der Bub den Teller mit dem Rest Pfannkuchen zurückschiebt, nimmt sie ihn hinweg. Dann schöpft sie aus dem kupfernen Herdgeschiff heißes Wasser in den Spülzuber, gießt kaltes dazu und prüft die Temperatur mit der Hand. Sie spürt sich am Rock gezupft und dreht sich um. Franz steht hinter ihr und sagt mit leiser Stimme, in der ein Klang von Reue und Mitleid schwingt:

„Mutter, ich tu so was net mehr!“

Da zuckt sie die Hand aus dem Wasser und schlägt sie ihrem Kinde ins Gesicht. In brennender Röte sind vier Finger auf der Wange abgezeichnet.

„So, das war for dei Verräterei. Du kriegsch noch mehr. Das war net die Letscht!“

Franz weint nicht. Er trocknet sich mit seinem roten Taschentuch die nasse Wange ab und geht auf die Türe zu. Gerade kommt der Vater wieder herein.

„Wo will der hin?“ fragt er.

„Ich muß mal enaus!“

Der Bub geht zuerst in den hinteren Hof, kehrt wieder zurück, huscht an der Haustüre vorbei und springt ans Hofstor. Leises Aufklappen, Durchzwängen des Körpers durch das zu einem ganz schmalen Spalt geöffnete Tor, damit es nicht gärrt und knarrt.

In mächtigen Säzen läuft er die Straße hinab und verschwindet um die Ecke.

Die Gassen sind schon still. Es ist Spätdämmerung geworden. In den Höfen rasseln die Futtereimer und schnarren die Häckselmaschinen.

Franz will zu seiner Tante, einer Schwester seines Vaters. Er muß seine Besuche immer heimlich bei ihr abstaten. Der Vater ist nicht gut zu sprechen auf den Schwager. Der ist Gemeinderat und hat einmal gegen eine Eingabe der Lehrer wegen Erhöhung des Wohnungsgeldes gestimmt. Die Mutter ist nicht gut zu sprechen auf die Schwägerin, weil sie mit ihrem Manne in glücklicher Ehe lebt und darum eine heitere Frau ist. Das kommt der unglücklichen Ehefrau verrückt und hochmütig vor, und sie weiß es gar nicht, daß sie neidisch ist.

Der Onkel ist ein reicher rheinhessischer Weinhändler und tüchtiger Wingertsmann. Er hat Schliß und gute Manieren. Als junger Mann war er draußen in der Welt. Das schleift an dem Menschen Ecken und Kanten ab, rundet, poliert, macht biegsam und hellfichtig. Mit seiner Frau war es nicht anders. Als sie einmal ihren Bruder besuchte, hatte er die damalige Erzieherin und Reisebegleiterin kennen gelernt und sich gewundert, wieviel praktische Erfahrungen sich das Mädchen auf seinen Reisen gesammelt hatte. Wie die zu plaudern wußte von französischem und portugiesischem Weinbau. Und wie sie in ihrem ganzen Benehmen fraulich und doch energisch und klug war.

Und der alte Herrgott wollte so zwei Prachtstücke nicht umsonst gezüchtet haben. Die sollten ein kerniger Edelstamm werden zur Erhaltung guter kräftiger Art. Da gab er ihnen die Liebe. Sie heirateten sich, und aus der Gouvernante adliger Kinder wurde eine prächtige Wirtschafterin. Anfangs passierten ihr ja allerhand Drolligkeiten. Aber dann lachten sie beide, und er lehrte sie, was sie wissen und können mußte. Es war nicht immer leicht. Doch ein fröhliches Eheglück oder eine glückliche Ehefröhlichkeit ist ein gesunder Boden, auf dem alles gut gedeiht.

Zu diesem Paare wollte Franz fliehen.

Wie er nach seinem Anklopfen und ihrem Herein die Tür öffnet, sieht er Onkel und Tante und die drei Bettern beim Nachtessen sitzen.

„Ei!“ ruft die Tante, „was en späte lieve Besuch!“

Und der Onkel gleichzeitig:

„Eijajejajei! Was führt dann unsern Franz noch emal so spät zu uns?“

Franz ist befangen und entgegnet nur:

„Ei, ich wollt nur noch e bißje bei eich bleiwe!“

Er weiß sich nun selber keine Rechenschaft zu geben, warum er eigentlich gekommen ist. Er begreift jetzt selbst nicht mehr, wie er so unüberlegt aus dem Elternhause fortlaufen konnte. Denn dorthin zurück muß er ja doch wieder. Solange ein Blitz braucht, um über den Himmel zu zickzacken, steigt und verfinstert wieder in seinem Herzen ein knabenhafter Abenteuerplan. Er will mit den Zigeunern entweichen, die vorm Dorfe lagern. Aber da sagt die Tante:

„Na, komm her, Franz, setz dich noch en bißje zu uns!“

Franz tritt in den Lichtkreis. Sie haben schon die Lampe brennen. Frau Elisabeth und ihr Mann bemerken die stark geröteten vier Striche auf der Wange des Kindes. Sie sehen sich mit Bedeutung an; nun können sie sich das späte Kommen erklären. Im Herzen der Frau wallt warm die Mütterlichkeit auf, und sie zieht den kleinen Neffen an sich. Er widerstrebt leise und sieht scheu auf den Mann. Frau Elisabeth versteht. Diese zarte Seele kann sich nicht jedem preisgeben, das gemarterte Kinderherz sucht eine weiche Mutterseele. Sie stößt den Mann mit dem Fuße an und deutet mit den Blicken nach der Tür.

Die Buben, drei-, sieben- und elfjährig, lärmen:

„Mama, de Franz muß mit uns bade! Gell, Mama? Mama, sag doch: ja!“

Der jüngste wünscht es mit halber Schadenfreude. Er geht nicht gern ins Wasser.

„Mama, Franz werd aach debad, dell, Mama? Wie ðon emal!“

Denn Franz war schon mehrmals bei dieser fidelen Bubenwäsche.

„Ja!“ beruhigt die Mutter die Schreihälse, „geht nur eweil nüwer in die Badeküch!“

Das Kleeblatt rückt aus, auch der Mann entfernt sich.

Als die Frau mit dem Bub allein ist, fragt sie mit inniger Stimme:

„Gell, de Franz will mer was sage?“ und zieht ihn fest an ihre Brust. Er läßt es jetzt geschehen, schüttelt aber auf ihre Frage verneinend den Kopf. Sie legt den linken Arm um den schwächtigen Knabenkörper und die Fingerspitzen der rechten unter sein Kinn, hebt den Kopf empor, so daß die Augen auf die ihren gerichtet sind, und fragt wieder:

„Gell, du hascht Schläg kriegt daheim?“

Da schießt dem Kinde die Schamröte ins Gesicht, sein Mund zuckt. Die Tante fragt wieder:

„Haschte was Böses getan?“

Was Böses getan? Franz kann nichts Böses erkennen in seiner Tat. Sie war auch nicht böse, nur verkehrt. Das Kind weiß nun ganz klar, daß die Eltern an ihm schuldig geworden sind, und schüttelt abermals verneinend den Kopf.

Frau Elisabeth weiß, was allen im Dorfe bekannt ist, und fragt nichts mehr. Vielmehr setzt sie den Bub ganz auf ihren Schoß, küßt ihn zart auf die Stirne und sagt:

„Mein, du hascht nix Böses getan!“

Dabei fährt sie ihm kosend übers Haar:

„Mein armer Bub! Aber die Tante hilft dir jetzt!“

Die resolute Frau faßt in diesem Augenblicke den Entschluß, einzugreifen und das Kind zu befreien. Sie wird es auf einen Skandal ankommen lassen. Ach was! Skandal! Man wird dann im Dorfe eine Zeitlang nur eifriger und lauter über das reden, worüber die Leute jetzt nur hin und wieder leise tuscheln.

Während dieser Erwägungen der Frau träumt das Kind den Wunsch, immer bei der Tante sein zu dürfen. Wie sie ihn so streichelt, ist es ihm, wie wenn die spannende, juckende letzte Kruste sich von einer Wunde löst. Verwundete Kinderherzen heilen so rasch. Man sagt, sie haben Weinen und Lachen in einem Kämmerchen.

Er umschließt den Hals der Tante und meint:

„Sag zum Babba, er soll mich verkaufe, un dann tuscht du mich kaufel!“

Die Frau ist beglückt von diesem naiven Kindervertrauen, drückt den Bub lieb und hält ihm den Mund hin:

„Gib de Tante auch mal en Kuß!“

Er erwidert halb verwirrt, halb traurig:

„Ich weiß net, wie mers macht! Die Mama will nie ein hamwe von mir!“

Da legt Frau Elisabeth die Lippen auf die seinen und spürt, wie sie sich ganz leise zusammenziehen zu einem schmetterlingleichten, sammetart geschlürften Kusse und glaubt, nie einen Lieberem empfangen zu haben.

Dann stellt sie den Kleinen auf, erhebt sich, faßt ihn bei der Hand und sagt:

„Komm, jetzt gehn mer mal zusamme nümer zu den Buben und puddeln im Wasser. Und heunt Nacht schläffchte mal bei uns. Ich geh nachher zu beim Vater und sags em!“

Sie nimmt statt dreier Nachtfittel viere und geht mit Franz in die große Badeküche. Bauern sparen nicht am Raum, wenn sie bauen. Da ist bereits eisriges Leben. Die zwei älteren, Jean und Willem, sind schon splitternackt und gerade dabei, den kleinen Emil auszuziehen. Der strampelt und sträubt sich. Es hilft ihm nichts, die Brüder sind stärker. Als er Franz mit der Mutter eintreten sieht, reibt er die beiden Zeigefingerchen aufeinander und ruft:

„Ätsch, Franz werd aach dehad, ätsch!“

Er wirft jetzt sogar selbst sein Hemdlein aus und hüpfst auf den dicken Speckfäßchen herum.

Jean und Willem sind in die große Badewanne gestiegen, der eine steht am Kopfende, der andere am Fußende. Sie schleudern sich mit den hohlen Händen das laue Wasser ins Gesicht. Der kleine Emil kräht sein Lachen, weil Willem flinker ist und sich in derselben Zeit zweimal bückt, die Jean braucht, um sich einmal zum Wassers schöpfen zu neigen.

Die Lustigkeit steckt Franz an. In hastender Eile nestelt er die Schuhriemen auf, wirft die Jacke aus, die Hosen, strippt die Strümpfe von den Beinen, zieht das Hemd über den Kopf und stürmt auf die Wanne zu. Zwei riesige, triefend voll Wasser gefogene Badeschwämme sausen ihm wider Gesicht und Brust. Er achtet es nicht, ist mit drei Säßen an der Wanne und läßt sich in der Mitte zwischen den beiden Bettern schwer hineinplumpfen. Hochauf, in schwerem, breitem Strahle patst das Wasser in die Höhe. Jean und Willem halten schützend die Hände vors Gesicht, lassen sich dann auf Franz purzeln, der sich ihrer zu erwehren sucht, und kitzeln ihn.

„Hurrah! Mama, hurrah!“ brüllt Willem, „die Seeschlacht bei Trafalgar. Die Armada kriegt Knüppel! Haut sie, daß die Lapp . . .“

Weiter kommt er nicht. Franz drückt ihm den Kopf unters Wasser, läßt ihn aber gleich wieder los. Das rote Gesicht taucht heraus. Willem gurgelt, prustet, pfaucht, schnäuzt. Er hat Wasser geschluckt.

Die Mutter hat den Jüngsten auf dem Arm und sieht lachend zu. Sie nähert sich der Badewanne und sagt:

„Also, der Emil setzt sich auch hinein!“

Aber der Kleine hat die Wasserscheu; er zetert und wehrt sich.

Da sieht die Frau, wie Franz sich in der Wanne plötzlich steil aufrichtet und gespannt lauscht.

Er zuckt, preßt die Knie in Angst zusammen, seine Blicke flattern wie Vögel, die ein Schreckschuß aus friedlicher Ruhe aufgeschreckt hat.

Er hat seines Vaters Stimme draußen im Hofe gehört.

„Tante Liesel, der Vater!“

Frau Elisabeth beruhigt ihn:

„Still, nur still! Ich wasch nur den Emil rasch ab und leg ihn ins Bett. Dann geh ich raus zu dem Vater.“

Als Emil hört, daß er nur abgewaschen wird, seufzt er erleichtert:

„Dott sei Dant!“

Die Mutter besorgt ihn, bringt den Kleinen ins Schlafzimmer, kehrt wieder zurück zu Franz, nimmt seinen nassen Kopf zwischen die Hände und sagt tröstend:

„Kei Angscht hamwe, mein lieber Bub, kei Angscht hamwe. Ich geh gleich enaus zu em!“

Die zwei älteren Vettern fragen:

„Gell, du hascht was angestellt?“

Franz gibt ihnen keine Antwort, steigt aus der Badewanne, hüllt sich in ein mächtiges Frottiertuch, trocknet sich ab und zieht sich an.

Draußen nimmt Frau Elisabeth den Bruder beiseite und beginnt ohne Umschweife:

„Sag emal, du, was habt ihr denn mit dem Bub gemacht? Das Kind ist ja in heller Verzweiflung! Pfui tausend, so en arme Wurm so zu malträtieren, daß er flüchtig geht!“

„Ich haw em doch nix gemacht, im Gegenteil!“

„Ach, im Gegenteil!! Bleib still, bleib still! So ne Verzweiflung kommt net von ein Mal. Da is viel vorausgange, bis das so weit hat komme könne. Du scheinst net zu wisse, was das ganze Dorf weiß: daß der arme Bub zwische euch zwei Mühlstein vermahle wird mit euern ewige Zwistigkeit! Ich tät mich schäme als Lehrer!“

„Liesbeth, des sin Sache, wo dich nix angehen!“

„Sie sin mich seither nix angange. Anwer von heut Abend ab gehen se mich an. Denn das Kind ist zu mir geflohe. Ich müßt kei Mutter sei und mit fore arm Kreatur kei Erbarme hamwe, wenn ich da net helfe tät. Das Kind bleibt heunt bei mir!“

„Das Kind geht jetzt sofort hin, wo's hingehört!“ äfft der Bruder ihr nach.

„Wenn du für den Bub, dein eigen Fleisch und Blut, noch en Funke Lieb hascht, läßt du ihn heunt emal da. Verstehste?“

„Nein, sag ich, der Lausbub, der verfluchte, geht heim!“ schreit der Lehrer in heller Wut.

In die Frau springt ein Widerwille gegen den maßlos zornigen Mann. Sie sieht, daß da augenblicklich Vernunftgründe nicht helfen. Wut und Brutalität

lassen nicht auf sich einwirken, die müssen sich austoben oder niedergehauen werden. Am liebsten würde sie das letzte tun. Sie weist den Wütenden voller Verachtung zurecht:

„Reiß mal dein großes Maul net so weit auf, denn erschtens bischte da in meinem Haus, und zweitens is es net nötig, daß du dem Kind da drin sei Angscht noch größer machsch. Nimm dann den Bub in Gottesnamen für heunt noch emal mit. Awwer ich möcht dich freundlich ersucht hamwe, das Kind heunt net mehr zu hae!“

„Wer will dann dem Dreckkerl was tun? Der soll bleiwe, wo er hingehört, und soll net mit sein Durchbrenne sei eijene Leut schlecht mache!“

„Ach Gott, Peter, streng dich net an! Da kann von Schlechtmake gar kei Red sein. Das besorgt der Bub net, das besorgt ihr zwei selwer! Morgen komm ich mal enaus zu dir und zu deiner Frau. Es wird sich dann e Form finde lasse, unner der der Bub emal e par Woche oder Monat bei mir sein kann. Ihr macht ja den arme Kerl zu erem seelische Krüppel. Bedenkschte dann garnet, daß du eigentlich der ganze Menschheit Rechenschaft ümwer dei Kind schuldig bischt? Oder geht dir das ümwer dein Landschulmeisterhorizont?“

„Aha! Aha! Wenn die abgedankt adlig Gouvernante nur auf die Landschulmeister donnern kann!“

„Is gar kei Red davon! Niewer Freund, vermengsel mer net wieder allerhand! 's wär mer leid, wenn alle Landschulmeister so wärn wie du!“

Die beiden ungleichen Geschwister bleiben vor der Haustür stehn. Die Schwester klinkt den offenen einen Flügel zu und wendet sich wieder an den Bruder:

„Awwer ich will mich net von mein Thema abbringe lasse durch dein dumm Geschwätze. Vielleicht erinnerstche dich noch, mal was von de Spartaner gehört zu hamwe. Vielleicht weischte auch noch, daß die ihre schwache und verkrüppelte Kinner kaltblütig abgemurxt hamwen, weil die doch nix getaugt hätten fürs gröschte spartanische Heiligtum, für den Staat, fürs heilige Vaterland. Und weischte, was das Gesunde an däre spartanische Grausamkeit war? Ei, daß sich jeder als klein Glied vom Großen betrachtet hat, dem er diene wollt, und daß sie die Gesellschaft stark und gesund erhalten wollten durch kräftige, brauchbare Aufzucht. Und in dem Geischt hamwen se auch ihre Kinner groß gezogen. Das war e Soldatevolk und hat auf die rohe Kraft geguckt und wollt kei körperliche Krüppel. Und du machsch aus deinem Kind en seelische Krüppel, der für die Menschheit nix taugt. Hast denn du dir schon emal ümwerlegt, daß gerade du als sogenannt gebildeter Mann in klar bewußtem Zusammenhang mit der Menschheit stehe sollsch? Das is Pflicht und net was du für Pflicht angucksch: zu drille, was der Schulinspektor hamwe will. Deine Selbstzufriedenheit, wenn alles klappt, das is noch lang net das Bewußtsein der Pflichterfüllung, mein Niewer! Das is so en billig Vergnüge, das die Stumpfheit von deiner Seel, zu der du dich degradiert hast, sich leischtet. Sonscht nix.

Weißt denn du, was die Seel ünnerhaupt is? Im Katechismus stehts; ganz recht. Seite so und so viel. Aber sind denn Begriffe jemals in dir lebendig geworde? Und sin die Vergleiche, die viele tiefe Vergleiche von der Kinderseel in dir zum Lewe gekomme? Das haschte im Seminar mechanisch auswendig gelernt, amwer zum Erlebnis is dir's net geworde. Sonst könntsch dich unmöglich so an dein Kind versündige. Direkt durch die brutal Behandlung — tu net so erstaunt — und indirekt durch das miserabel Ehelewe, das du führsch. Das wird dir auch was Neues sein, daß die Ehe wie nix sonst auf de Welt geeignet is, die Seele zu verfeinern und mit Erkenntnisse zu fülle, weil da Menschen verschiedenen Geschlechts und verschiedengradiger Seelenwerte beisamme sin. Die sollen sich ausgleiche und im Ausgleich sich ergänze. Ach du lieber Gott! amwer deine Eh und deine Seel! Was tusch du dann für deine Seel? Als frommer christlicher Lehrer gehschte der Gemeind mit gutem Beispiel voran und alle viertel Jahr beichte und kommuniziere und bischt gerechtfertigt vor — dir selwer. Und in de Zwischenzeit malträtiertschte bei Frau und bei Kinner zu seelische Krüppel. Und den arme Franz am meischte. Denn dem Bub seine Seel is en Engelslieb. Und wenn du mir die kaput machsch . . .!“

Frau Elisabeth geht der Atem stoßweise vor Schmerz und Entrüstung.

Der Lehrer steht und pußt die Fingernägel; die Worte der Schwester fallen in ihn wie Hammerschläge. Aber sein Troß — er nennt ihn Männlichkeit — ist stark und zerbirst nicht. Er sagt spöttelnd zu Frau Elisabeth:

„An dir is en Professor oder en Pfarrer verlore gange!“

Sie hat ihre Erregung gemeistert und antwortet ihm mit ruhiger Würde:

„Komm erein und nimm dein Kind mit. Wenn dir die Auge nur net emal auf e schrecklich Art und Weiß' aufgehn. Du könntsch's schon dazu treibe. Komm jezt, Peter, und hol dein Kind!“

Das hat unterdessen zwischen Hoffen und Bangen gewartet. Als Franz angezogen war und seine Tante immer noch nicht zurückkam, fing er wahrhaftig an zu glauben, sie unterhandele mit dem Vater wegen des Verkaufs. Und er träumte sich in ein großes Glück, das im süßen Banne einer mütterlichen, weich-starken Frauenseele stand.

Da treten sie zur Tür herein, die Tante und der Vater.

Ein hilfesuchender Blick geht zur Tante. Die zwei Buben, durch Franzens Schweigen selbst ein wenig traurig gestimmt, hatten aufgehört zu spielen, sich gegenseitig mit den Schwämmen gefegt und waren eben gerade daran, sich abzutrocknen, als der Onkel und die Mutter kamen.

Diese zieht ihnen jezt die Nachtkittel an und kommandiert scherzend:

„Allo, linksum — lehrt! Ins Bett marschier!“

Aber sie hüpfen an der Mutter hinauf und ziehen ihren Kopf herab zum Kusse.

„Gu' Nacht, Mama, schlaf gut in Gottes Name!“

Und dann, aber nicht so stürmisch herzlich und ohne Kuß:

„Gu' Nacht, Franz — Gu' Nacht, Onkel!“

Sie gehen auf die zu den Schlafzimmern führende Tür zu. Doch plötzlich wendet sich Willem noch einmal um und ruft seinem verängstigten Vetter zu:

„Franz, schlaf auch gut in Gottes Name!“

Er legt Nachdruck darauf. Er meint, damit ein Unrecht gut zu machen, deshalb, weil er nicht gleich so gesagt hat. Den Onkel befiehlt er nicht in Gottes Namen, nur den Franz will seine Liebe auszeichnen.

Frau Elisabeth schließt die Doppeltür hinter den Buben.

Gerade sagt ihr Bruder zu Franz:

„Un mir gehen jetzt auch heim!“

Wieder geht Franzens Blick hilfesuchend zur Tante. Sie bemerkt es, geht auf das Kind zu und faßt es bei der Hand:

„Heut gehst du noch einmal heim. . .“

Franz zieht seine Hand zurück. Sein Gesicht ist graufahl. Eine Welt ist untergegangen in ihm. Sie ist nicht tosend eingestürzt, ein unermessliches Vertrauen glaubt sich getäuscht. Franz fühlt in seiner Brust wie eine Falltür geöffnet, aus der etwas hinabsinkt. Es könnte ein Atemzug verdichteter Luft sein. So empfindet man's. Es sinkt durch den Leib, durch die Beine; die Erde öffnet einen Abgrund von unendlicher Tiefe. Und auch dahinein fühlt man sinken, was vor einem Atemzug noch in der Brust war; aber die ist jetzt wie hohl.

Franz meint, seine Beine spreizen zu müssen, um nicht auf die Seite zu fallen.

Die Neugeburt einer Seele aus der geliebten anderen wurde im Keime getötet.

Frau Elisabeth bleibt das Grauen des Kindes nicht verborgen. Sie streckt die Hand nach ihm aus. Franz weicht abermals zurück und schiebt instinktiv die Hand in die des Vaters.

Nun beugt sich die Frau nieder und flüstert dem Kinde ins Ohr:

„Gib mir noch ein Kuß!“

Ein geistesabwesender Blick aus vergebens sinnender, irrer Seele trifft sie. Man könnte ihn so auslegen:

„Was willst du? Du bist eine seltsame Fremde! Ich kenne dich nicht. Was willst du?“

Der Lehrer sagt zu seiner Schwester:

„Du' Nacht!“

Sie gehen. Franz läßt sich widerstandslos fortführen. Er fühlt und denkt nichts, beachtet nicht den Abschied der Tante am Tor.

Auch auf den Gassen tapft er gleichgültig neben dem Vater her. Sie sind still und dunkel. Es ist die Zeit des Vollmondes; da steckt man im Dorfe die Straßenlaternen nicht an, auch dann nicht, wenn sich wie heute dicke Wolken vor die Himmelsnachtlampe legen.

Erst vor dem Elternhause geht ein Ruck durch Franzens Körper.

(Schluß folgt)

